

Unverkäufliche Leseprobe



Jochen Schmidt
Der Wächter von Pankow
Geschichten

240 Seiten mit 13 Abbildungen. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68186-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14946898>

DER WÄCHTER VON PANKOW

Wir hatten uns in der Wendezeit kennengelernt, Pankow war unser Zuhause gewesen, in meiner Erinnerung war dort immer Herbst, und man fuhr mit dem Fahrrad durch Berge von Laub, verfolgt von einer quietschenden, gelben Straßenbahn. Ich war 19, ein Alter, in dem man Mädchen von der Schule abholt, ohne daß es die eigenen Töchter sind. Und obwohl uns nur zwei Jahre trennten, blieb mir auch später das Gefühl, wesentlich älter als sie zu sein, weil ich sie so lange im Haus ihrer Eltern besucht hatte. Es zog uns immer in die hintersten Winkel verwilderter Friedhöfe, wo man kein Auto mehr hörte und vor der Gegenwart sicher schien, deren Einfluß man ausschalten mußte, um schreiben zu können. Wenn man die vergessenen, überwucherten Gräber besuchte, fühlte man sich irgendwie bedeutend. Vielleicht würde einem hier eines der sechs guten Gedichte einfallen, zu denen laut Gottfried Benn jeder im Leben nur fähig war. Auf dem Heimweg leisteten wir uns beim Bäcker ein Stück Plunder und aßen es vorsichtig auf, damit nichts herunterfiel, als letztes den Marmeladenleck. Endlich waren wir erwachsen und konnten uns beim Bäcker kaufen, was wir wollten. Weil wir kaum Geld hatten, waren wir immer unterwegs, man fuhr weite Wege, um den billigsten Döner zu finden, einen Gutschein einzulösen oder die Grabbelkisten der verschiedenen Antiquariate durchzusehen. Mein Studium und ihr Abitur waren nur Fassade, in Wirklichkeit machten wir eine Geheimausbildung zum Schriftsteller,

indem wir in den Biographien der bewunderten Autoren Belege für unsere Berufung suchten. Was sollte man schreiben? Und wie sollte man dafür leben? Sollte man auf sich achten oder lieber verwahrlosen? Eigentlich gehörte es sich nicht, gesund zu sein, wenn man schreiben wollte, aber da Musil beim Hantelnstemmen gestorben war, war Sport vielleicht doch erlaubt? Wir widmeten uns gegenseitig Texte und studierten sie mit großem Ernst, denn wir waren ja die Erstleser dieser Originalmanuskripte. Für das Festhalten an seinen künstlerischen Idealen mußte man bereit sein, ein Leben in Armut zu führen, aber man brauchte ja nur ein Zimmer, und die Kleidungsstücke aus der Jugendzeit paßten noch. Oder sollte man doch zu Ende studieren, um wirtschaftlich unabhängig zu sein und noch kompromißloser schreiben zu können? Meine Mutter wollte, daß ich eine Lehre bei der Bank machte: «Einen Roman kannst du auch noch schreiben, wenn du pensioniert bist.» Aber ich wußte, daß das außer Fontane kaum einem gelungen war, es gab Gesetzmäßigkeiten, denen man sich nicht entziehen konnte, und wie kam sie überhaupt darauf, daß ich schreiben wollte? So etwas Peinliches hätte ich nie zugegeben.

Es zählte nur, was die Schriftsteller sagten, die vielen toten und die lebenden, die wir wie Tote verehrten und an denen wir jeden menschlichen Zug mißtrauisch registrierten, weil wir keinen Widerspruch zwischen Leben und Schreiben akzeptierten. Im Leben eines Autors gab alles Hinweise auf sein Werk. Für uns waren sie Orakel, Denker, bei denen man auf alle Fragen, die sich die Menschheit stellte, am ehesten eine Antwort fand, man konnte sich nicht vorstellen, daß sie auch aßen und schliefen. Und wenn

irgendein Autor Erdbeeren mit Schlagsahne mochte oder abends Star Trek sah, dann war das für uns eine Sensation. *«... und junge Menschen, denen an den wesenhaften Inhalten des Lebens gelegen ist, halten darum anfangs alles auf der Welt, was weder wahr noch gut, noch schön ist [...] für nebensächlich»*, schrieb Musil. Und im Umkehrschluß war eben alles bedeutsam, was jemand machte, der so etwas Wahres, Gutes und Schönes produzierte wie ein Autor.

Jeder Autor lieferte ein anderes Beispiel dafür, wie man leben und schreiben mußte, dabei widersprachen sie sich, es gab Nachtschreiber und Tagschreiber, Stubenhocker und Spaziergänger, Einzelgänger und Familienmenschen, Lyriker und Romanautoren, Schreibmaschinenarbeiter und Bleistiftkritzler, Raucher und Nichtraucher, Asketen und Suchttypen. Ich studierte zwar Informatik, aber ich besuchte lieber ein Robert-Musil-Seminar, weil es mich reizte, daß er sowohl Wissenschaftler als auch Autor war, oder Autor, obwohl er auch Wissenschaftler war. Das bewies für mich, daß die Wissenschaft eben nicht ausreichte, wenn man nach Erkenntnis strebte. Die Wissenschaftler, die das nicht sahen, waren auf dem Holzweg, ihre Werke würden nicht überdauern, und es ging immer darum, das für diesen Moment Entscheidende zu schreiben, auch wenn es erst in 100 Jahren verstanden würde. War die Poesie nicht eine Sprache höherer Ordnung? Der einzige Weg, überhaupt erfolgreich zu kommunizieren? Wo war überhaupt der Unterschied zwischen Poesie und Philosophie? Unter den Kursteilnehmern raunte man sich zu, daß in der Figur der Clarisse aus dem *«Mann ohne Eigenschaften»*, die später im Buch an Schizophrenie erkrankte, ein Denken jenseits der aristotelischen

Logik durchgespielt würde, die ja zum Kapitalismus und in letzter Konsequenz zum Faschismus geführt hatte und deshalb für uns nicht mehr in Frage kam.

Natürlich gehörten auch Filme zu unseren Forschungsgebieten, die Westberliner Kinos waren aber zu weit und der Eintritt zu hoch, bei uns hatten sie die Preise noch nicht ans dortige, aberwitzige Niveau angeglichen. Das schöne «Lunik» in Wilhelmsruh, zwei Wochen nach dem Mauerbau eröffnet, nicht so groß wie das «International», aber in seiner Eleganz mit ihm verwandt, war ohne Grund abgerissen worden. Das «Tivoli» an der Berliner Straße war unser Wohnzimmer, das nächste erreichbare Kino, wenn man aus Pankow kam. Die Brüder Skladanowsky hatten an dieser Stelle 1895 ihre ersten Filme gezeigt. Schon als Kind, wenn ich aus unserem Neubaugebiet am Stadtrand von Berlin ins Kino fuhr, ging es oft ins «Tivoli». S-Bahnhof Pankow, unter der alten gußeisernen Brücke durch und ein Stück zu Fuß die Straße hoch, in ein mir unbekanntes Altbaugelände. Louis de Funès in «Der Gendarm von St.Tropez», «Flammendes Inferno» oder «Robinson Junior». Die Siegerehrung für den Stadtbezirksausscheid der Matheolympiade wurde hier abgehalten, mit einer Revue eingeleitet, bei der auf der Balalaika russische Lieder gespielt wurden. Obwohl sogar Wim Wenders dagegen protestierte, wollte eine Immobilienmaklerin, die das «Tivoli» nach der Wende ersteigert hatte, das Gebäude abreißen lassen. Wir konnten es nicht glauben, daß so etwas in einer Demokratie möglich sein sollte. Und es fühlte sich ein bißchen seltsam an, daß Wim Wenders unser Kino kannte, das paßte irgendwie nicht zu ihm und zu uns.

Wir nahmen solche Dinge immer sehr persönlich, es war

unser Pankow, das wir eifersüchtig bewachten und wo wir nach einer idealen Wohnung suchten, in der wir es zusammen aushalten könnten, ohne uns dabei wie ein normales Paar zu fühlen. Ein verfallenes Haus in einem Park? Oder ein Turmzimmer unter dem Dach eines Gründerzeitbaus? Was uns gefiel, darauf erhoben wir wie selbstverständlich Anspruch, denn unsere Begeisterung war stärker als bürgerliche Besitzverhältnisse. Wir hielten es mit Beckett: *«Diese Bank – wahrscheinlich Eigentum der Stadt oder der Allgemeinheit – war freilich nicht seine, aber er sah sie als seine an. So war Mr. Hacketts Einstellung zu Dingen, die ihm gefielen. Er wußte, daß sie nicht seine waren, aber er sah sie als seine an. Er wußte, daß sie nicht seine waren, weil sie ihm gefielen.»* Diebstahl war für uns kein Delikt, denn wir holten uns nur zurück, was uns durch das System genommen wurde. Menschen wie wir waren doch das Herz dieser Gesellschaft, ohne uns wäre sie nur ein totes Gehäuse. Unser Kino sollte verschwinden, was würde als nächstes kommen? Ein befreundeter Künstler hatte eine Skulptur geschaffen, die «Der Wächter» hieß und für die Rasenfläche vor der Pankower Kirche gedacht war, als Schutz für unseren Bezirk, aber das Projekt wurde nicht genehmigt. Wer weiß, wie Pankow heute sonst aussehen würde.

Irgendwann zog sie bei ihren Eltern aus und in eine eigene Wohnung. Hinterhaus, zwei Zimmer, ein Stock drunter ein Alkoholiker, der immer seine Freunde bei sich saufen ließ, die Fenster offen, der ganze Hof hörte mit, wie sie sich anbrüllten. In die winzige Speisekammer baute ein Monteur eine Badewanne ein, ein Luxus, ich hatte bei mir nur ein Waschbecken, für das ich mir aus einer leeren Wohnung

einen Boiler klaute. Heiner Müller hatte früher in dieser Gegend gewohnt, in der Zeit, als von ihm jahrelang keine Zeile erschien. Das war in unseren Augen eine privilegierte Phase im Leben jedes Autors, die ihn gegen die Versuchung abhärtete, nach Erfolg zu streben. Erfolg war verdächtig. Man schrieb nicht für seine Mitmenschen, sondern weil man «mußte». Ich hatte aber immer ein schlechtes Gewissen, weil ich dieses Bedürfnis gar nicht so dringend empfand. Ich konnte mich auch nicht darauf konzentrieren, weil ich ständig überfordert war, mit allem, was wir seit der Wende lernen mußten. Beim Fahrradfahren einhändig einen Döner zu essen. Meine neue fünfstellige Postleitzahl. Wie man eine Flasche Wick Medinait aufschraubt. Daß die Dimitroffstraße früher Danziger geheißen hatte. Daß man am Ende meistens die Rautetaste drücken muß. Wie man einen Wohnberechtigungsschein beantragt.

Ich kannte die Gegend, weil hier mein Kieferorthopäde seine Praxis hatte, zu dem ich in den ersten Schuljahren einmal im Monat gefahren war. Der Glasschrank mit den Gebißabdrücken aller Pankower Schüler, die hierherkamen, eigenartig verwachsene Zähne wie bei den Haifischen im Naturkundemuseum. Die Namen standen an den Gipsmodellen, man konnte seiner Angebeteten in ihrer Abwesenheit in den Mund sehen. Mein bester Freund trug auch eine Spange, wir ließen uns den Termin immer auf den Donnerstagmorgen legen, weil wir dann die Musikstunde verpaßten, in der man sonst vorsingen mußte: *«Eine Woche Häuserquadern zittern noch in unsern Adern, aber keiner wagt zu hadern, herrlich lacht der neue Tag.»* Wir behaupteten, daß kein anderer Termin frei gewesen sei, auch wenn die Lehre-

rin das nicht glauben wollte. Für eine neue Spange mußte man in eine rote Masse beißen, es schmeckte ein bißchen nach Kaugummi, ein feierlicher Moment, man durfte nicht versagen, denn man hatte nur einen Versuch, die Masse war sehr wertvoll, weil sie aus dem Westen importiert wurde. Wir ließen uns Zeit für den Rückweg und gingen noch zu den Schaukästen mit den Kleinanzeigen, die hier an einer Mauer hingen, in den Anglerbedarf, Senkblei kaufen, falls man doch einmal angeln gehen sollte, aber auch schon, weil das Senkblei so billig war und die Büchse so angenehm schwer in der Hand lag und einen praktischen Spender hatte. Und dann zum Bäcker, Kameruner und Bienenstich. An der großen Hilfsschule, einem düsteren Gebäude wie aus der «Feuerzangenbowle», hatte ich immer ein schlechtes Gewissen, weil es mir so gutging, daß ich nicht auf so eine Schule mußte. Hilfsschüler hatten große, schwere Hände, und ihr kleiner Bruder, hinter dem sie immer herliefen, war schlauer als sie.

Und jetzt wohnte meine Freundin immer noch hier, und ich hatte tatsächlich vor, sie nach 13 Jahren, die wir nach unserer Trennung zum Durchatmen gebraucht hatten, endlich wieder zu besuchen. Der Eisstand, bei dem es die muschelförmigen Waffeln gegeben hatte, war weg, sie hatten mich immer an die runden Lampen in der S-Bahn erinnert. Auf der Fläche vom Rummel, der hier in einer Häuserlücke Platz gefunden hatte, war ein langweiliges Ärztehaus gebaut worden, irgendwo anders hatte man dafür wahrscheinlich eine Poliklinik abgerissen. Die verschnörkelte, gußeiserne S-Bahn-Brücke war durch eine neue ersetzt worden, die eher zu einer Autobahn gepaßt hätte. Hier hatten wir einmal

einen Vormittag lang auf General Jaruzelski gewartet, um ihm zuzuwinken. Ob seine überraschende Popularität bei der Ostberliner Jugend ihn aufgemuntert hat? Wir warteten geduldig, froh, daß dafür der Unterricht ausfiel. Jetzt war der streng riechende Fischladen an der Ecke verschwunden, und an der Stelle vom «Tivoli» stand ein weißer Lidl-Getränkemarkt. Auch der Anglerbedarf hatte zugemacht, man konnte aber noch die Öffnungszeiten an der Scheibe des leeren Geschäfts lesen. Irgendwann hatte ich lernen müssen, mich mit solchen Spuren der Vergangenheit zufriedenzugeben. In Plauen habe ich einmal lange nach einem Musikgeschäft gesucht, in dem ich als Kind in den Ferien immer Schallplatten und blinkende Mundharmonikas bestaunt hatte. Wie groß war die Freude, als ich einen Blumenladen fand, bei dem die Griffe an der Eingangstür Notenschlüssel-form hatten.

Neu war auch, daß ich ein Kind auf dem Fahrrad hatte.

Meine Freundin wohnte gegenüber von einem Sportplatz. Hierher waren wir immer mit der Schule zum jährlichen BZA-Lauf gekommen. Die BZA hatte nach der Wende plötzlich Berliner Kurier geheißen und der Bildzeitung Konkurrenz gemacht, dafür hieß jetzt eine Zeitung aus Westberlin BZ, und unsere BZ mußte Berliner Zeitung genannt werden, um Verwechslungen zu vermeiden. Vor dem BZA-Lauf wurde vom Sportlehrer im Umkleideraum ein Sack Turnschuhe ausgeschüttet, und jeder suchte sich ein Paar aus, das er nach dem Lauf zurückgab. An einer Ecke vor dem Sportplatz stand eine Bronzeskulptur mit einem nackten Jungen. Jahre später habe ich mich unglücklich in ein Mädchen verliebt, dessen Vater als Kind für diese Skulp-

tur Modell gestanden hatte, es war sehr kalt gewesen im Keller der Künstlerin. Schon daß ich die Skulptur kannte, lange bevor ich das Mädchen kennenlernte, war für mich ein Beweis dafür, daß wir füreinander bestimmt waren. Sie teilte diese Denkweise nicht.

Die Jungsskulptur war verschwunden, vielleicht von Altmetalldieben geklaut. Ich fand das Haus meiner Freundin nicht gleich, weil in der ganzen Straße die Fassaden renoviert waren und ich mich an die Hausnummer nicht mehr erinnerte. Sie hatte am Telefon gesagt, daß sie immer noch meine Telefonnummer wisse.

Seit meinem letzten Besuch war das Internet erfunden worden und die Digitalfotografie. Gerade waren doch noch Monchhichis modern gewesen! Es gab jetzt Kaugummis mit Aloe-Vera-Geschmack. Die Oberkörper der Nachrichtensprecher waren jedes Jahr ein bißchen größer geworden, manchmal sah man schon ihre Beine, wie bei Bibi. Den Kaffee konnte man jetzt immer zum Mitnehmen bestellen. Ich konnte den Raum hinter meinem neuen Flachbildschirm als Stauraum nutzen. Meine Trainingsjacke von der NVA war zwischenzeitlich modern geworden. Es gab kaum noch Speichermedien, die man umdrehen mußte. Die Fitflasche hatte jetzt oben so einen Knipsverschluß aus Plaste, man mußte nicht mehr die Spitze abschneiden, um anschließend den Plasteschnipsel zu suchen, der immer durch die Küche flog.

Eigenartig, daß sie Mutter war, sie hatte damals verkündet, sich sowieso spätestens mit 30 umzubringen, und nie Kinder zu bekommen, sie begründete das mit Camus. Ich nahm so etwas aber nie sehr ernst. Wenn sie eine Frau sah, die in der Öffentlichkeit ihr Kind stillte, wurde sie wütend

über den abstoßenden Anblick. Ich hatte mir darüber noch keine Gedanken gemacht, es ging sowieso alles viel zu schnell, ich kam mit dem Begreifen nicht hinterher. Woher sollte ich wissen, ob ich mit 30 sterben wollte, ich brauchte erst mal eine Duschkabine. Man mußte in den Wedding fahren, um sich in einer Telefonzelle aus dem Branchenbuch Telefonnummern von Westberliner Duschkabinenanbietern rauszuschreiben. So ein Gerät konnte ich aber gar nicht bezahlen. Mein Vater fand es ganz normal, sich mit Waschlappen zu waschen, das habe er als Student auch getan. Es war jedesmal ein so beglückendes Gefühl, bei irgendwem zu duschen, daß ich mir vorstellen konnte, das durchaus länger als 30 Jahre genießen zu wollen.

Nichts ist so friedlich wie ein sauberes Treppenhaus im Hinterhof eines Pankower Mietshauses an einem Sommernachmittag, wenn das Licht durch Reste von bunten Scheiben fällt, die alle Katastrophen überlebt haben.

Man konnte allerdings im Hof nicht mehr um die Ecke gehen, hinter der ein noch größerer Hof mit hohen Bäumen begann, der zu einem anderen Haus gehörte. Seit die große Mauer weg war, waren viele neue Zäune aufgetaucht. Auch hier war ein Zaun gezogen worden, der die Grundstücke voneinander trennte. Dabei waren unser größtes Vergnügen immer Entdeckungstouren durch brachliegendes Gelände gewesen, verlassene Gärten, leerstehende Häuser, herauszufinden, bis wohin man sich durchschlagen konnte. Es war, als suchten wir ständig nach Fluchtwegen, obwohl wir gar nicht verfolgt wurden.

Unsere Kinder mochten sich sofort, weil sie gleich groß waren, das ist so einfach bei Kindern.

13 Jahre war ich nicht in ihrer Wohnung gewesen, unter einer Schicht neuer Objekte lagerte, was ich als Originaleinrichtung empfand. Jede Neuerwerbung war damals für sie ein Ereignis gewesen. Wenn sie auf dem Flohmarkt etwas ergattert hatte, streichelte sie es und sagte: «Das ist was ganz Edles.»

Ich war immer so gerührt, wenn ich mir vorzustellen versuchte, wer wir damals waren. Man müßte das alles noch einmal erleben und diesmal besser auf alles achten. Ich würde ja gerne die letzten 30 Jahre meines Lebens damit verbringen, mir die ersten 30 Jahre als Film anzusehen.

Die neuen Objekte kamen mir wie Fremdkörper vor. Ich fotografierte mit meiner Digitalkamera alles, was ich wiedererkannte. Sie hatte fotografierende Leute immer verachtet, und ich hatte mich nicht getraut, trotzdem Bilder zu machen. Wer fotografierte, sah nicht richtig hin, lautete ihre Doktrin, dabei war das Gegenteil der Fall. Aus ähnlichen Gründen hatte ich es lange für undenkbar gehalten, mir für meine Unterlagen einen Leitz-Ordner anzuschaffen. So ein Gegenstand, der das eigene Leben in eine Akte verwandelte, gehörte nicht in die Wohnung eines Autors.

Ich knipste das Klavierlicht mit dem Richard-Wagner-Kopf an. Die DDR-Bürolampe vom Müll. Die von der Großmutter geerbte Teekanne mit dem praktischen, filzgefütterten Messingmantel: «Das ist was ganz Edles.» Die schön gemusterten Reste vom alten Linoleum im Flur, andere hätten sie herausgerissen. Aber in einer Wohnung mußte man Spuren der verschiedenen Generationen von Vormietern sehen können, ihre Manipulationen an der Substanz mußten einem Rätsel aufgeben, wie bei ägyptischen Grabstätten. Ich

vermißte den Blumentopf, den ich ihr einmal zusammengestellt hatte, um sie aufzuheitern. Der sei irgendwann in den Hof runtergefallen. Männer lassen sich so selten etwas Nettos einfallen, daß sie sich ihr Leben lang daran erinnern.

Ich erkannte ihre Bücher wieder, die rote Dostojewski-Ausgabe, die vielen Uwe-Johnson-Bücher, sie sagte immer «Johnsen», wie sie auch unbeirrbar «Schuhrkamp» und «Melanchonie» sagte. Wenn ich sie darauf hinwies, sah sie mich böse an. Fachwissen war das Gegenteil von Poesie. Ich fand das manchmal etwas anstrengend, wußte aber noch nicht, daß nicht alle Mädchen so waren. Sie stand immer im Wettbewerb mit der Menschheit, die ihr andererseits völlig egal war. Vom Schwimmbad fuhr sie auch im Winter mit nassen Haaren nach Hause, um sich gegen Erkältungen abzuhärten.

Ich suchte, wie ich es bei Bekannten heimlich tue, in ihren Regalen nach verschollenen Büchern aus meinem Besitz. Obwohl ich eigentlich längst in einer Lebensphase bin, in der man Bücher aussortiert, statt neue anzuschaffen. Also hier stand meine Ausgabe vom «Mann ohne Eigenschaften»? Zwei dicke Bände, die zweiten tausend Seiten mit dem unveröffentlichten Teil hatte ich damals nicht mehr geschafft. Obwohl es ja gerade darauf ankam, herauszukriegen, an welchem Punkt der Autor aufgegeben hatte, um selbst dort anzusetzen. Daß Musil vor der Beendigung seines Romans gestorben war, zählte nicht als Argument. Wir glaubten fest daran, daß das Werk selbst den Todeszeitpunkt seines Autors bestimmte. Ich blätterte die dünnen Seiten durch und staunte über meine kindlich-krakligen 20 Jahre alten Anstreichungen von Stellen, an die ich keine Erinnerung hatte. Es war, als hätte ich das Buch gar nicht gelesen. Oder hatte

der Text in meinem Gehirn für irgendwelche molekularen Veränderungen gesorgt, die mein Handeln und meine Wahrnehmung seitdem prägten, ohne daß es mir bewußt war? *«Und bald oder später kommt ein Zeitalter schlichter sexueller Kameradschaft herauf»*, sagt Ulrich zu Agathe, *«wo Knabe und Mädchen einträchtig-verständnislos vor einem alten Haufen zerbrochener Triebfedern stehen werden, die früher Mann und Frau gebildet haben!»* War nicht eine der Forschungsrichtungen, die das Buch vorangetrieben hatte, die Liebe gewesen? Hatte Musil nicht literarisch nachgewiesen, daß eigentlich nur eineiige Zwillinge sich wirklich lieben konnten, ohne sich dabei selbst zu verleugnen?

Sie hatte nie aufgehört zu schreiben, erfuhr ich jetzt, und nicht mehr nur Gedichte, sie gab mir ein Manuskript. Sie kümmere sich allerdings nicht ums Veröffentlichen, das sei ihr nicht wichtig. Es drängte sie nicht, einen Platz in der Welt der ihrer Meinung nach minderwertigen Autoren einzunehmen, die im Moment im Gespräch waren und deren Namen sie nicht kannte, oder zumindest gab sie das vor. Bis Seite 50 kam ich selbst in dem Text vor, das fühlte sich seltsam an. Aber noch seltsamer war, daß die eigentliche Geschichte erst danach losging. Eigenartig, ich hatte immer gedacht, nach mir sei das Leben für sie mehr oder weniger zu Ende gewesen.

Sie war damals immer wieder fremdgegangen, weil ihr ein Mann nicht genügte, so viele Liebesbeweise, wie sie brauchte, konnte ihr ein werktätiger Mensch alleine nicht erbringen. Wenn man einmal in ihrer Gegenwart Zeitung las, statt sich auf sie zu konzentrieren, war man für sie ja eigentlich schon ein Fremder.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de